

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 32 (1928-1929)
Heft: 21

Artikel: Die Tochter des Kunstreiters [Fortsetzung]
Autor: Brackel, Ferdinande v.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671818>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXII. Jahrgang.

Zürich, 1. August 1929.

Heft 21.

Eidgenossenschaft.

Wie ist denn einst der Diamant entstanden
Zu unzerstörlich alldurchdrungner Einheit,
Zu ungefrübter, strahlenheller Reinheit,
Gefestiget von unsichtbaren Banden?

Wenn aus der Völker Schwellen und Versanden
Ein neues sich zu einem Ganzen einreihet,
Wenn Freiheitslieb' zum Volke dann es einweihet,
Wo Gleichgesinnte ihre Heimat fanden:

Wer will da wohl noch rütteln dran und feilen?
Zu spät, ihr Herrn! schon ist's ein Diamant,
Der nicht mehr ist zu trüben und zu teilen!

Und wenn, wie man im Edelfein erkannt,
Darin noch kleine dunkle Körper weilen,
So sind sie fest umschlossen und gebannt.

Gottfried Keller.

Die Tochter des Kunstreiters.

Roman von Ferdinande v. Brackel.

In Karstens Wohnung ward es um vieles stiller seit Dahnows Scheiden. Der Freund hatte den kleinen Kreis erheitert und belebt. Nora sah sich genötigt, mehr wie je aus sich herauszutreten, um Vater und Bruder den Verlust in etwas zu ersetzen. Geiterkeit, die wir zugunsten anderer heraufbeschwören, hat eine eigene Rückwirkung. Das frohe Wort, das wir mühsam erfinden, klingt allmählich auch in uns an, und das Lächeln, das wir bei anderen hervorriefen, stiehlt sich auch auf unsere Lippen.

Die Tage reiheten sich in stiller Folge aneinander. Als abermals der Sommer in den Herbst übergegangen war, konnte Nora sich nicht verhehlen, daß des Vaters Kräfte anfangen zu schwinden. Aber mit der Abnahme

der körperlichen Gesundheit kehrte die geistige in ihn zurück. Sein Sinn ward klarer, sein Gedächtnis belebte sich, und es war, als ob sein Gefühl wieder erwarme. Er war dem Einfluß Noras zugänglicher, und seine Gedanken wandten sich dem Höheren zu.

Eines Tages sprach er den Wunsch nach einem Geistlichen aus. Als Nora in inniger Freude darüber einen Kuß auf seine Stirne drückte, legte er lächelnd die Hand auf ihren Scheitel.

„Ihr Frauen siegt immer zuletzt; ihr macht den leichtlebigen Kunstreiter noch zum frommen Manne. Deine Mutter zuerst... und dann du, mein Kind... Ja, hätte ich im Irdischen und im Geistlichen Helenas Rat be-

folgt . . . ein anderer Mann wäre ich geworden. Kind, sein Schicksal kann der Mann sich schaffen, aber dem Einfluß, den es auf ihn übt, muß er unterliegen: es schafft ihn um. Für dich, mein Kind, waren die Folgen am schwersten . . . Nein," fuhr er fort, als Noras Hand ihm den Mund schließen wollte, „laß mich reden! Es hat mir im Kopf gelegen und am Herzen genagt seitdem, wenn ich auch keine Worte dafür finden konnte. Dein Lebensglück habe ich zerstört; es wäre anders gekommen ohne meinen eigensüchtigen Willen. Aber sage, habe ich es geträumt, oder ist es wahr; ist er nicht trotzdem einst zu dir zurückgekehrt?"

„Ja, ja, er kam, er war da," flüsterte Nora, und ihr Auge strahlte dabei, ein Gefühl von Seligkeit durchzog ihr Herz, als sei kein Schmerz damit verbunden gewesen.

„Warum blieb er nicht?" fragte der Alte, die Stirn runzelnd.

„Mißverständnisse," sagte Nora leise. „Vater es hätte ja doch nimmermehr sein können . . . es ist besser so."

Karsten sah auf sein Kind nieder. So schön, so edel, so rein: warum sollte sie nicht noch jedes Plazes würdig sein? „Und was hindert daran, die Mißverständnisse auszugleichen? Ihr steht noch in der Blüte eures Lebens, für Glück ist es nie zu spät. Was ward aus ihm, wo ist er?" fragte er, belebt von dem Gedanken.

„Er ist längst verheiratet, Vater!" flüsterte Nora, und wider ihren Willen stieg dunkle Röte auf ihre Stirn bei dem Geständnis. „Ich sage dir, Vater, es konnte nicht anders sein," setzte sie hinzu, als wollte sie jeden Schatten des Tadelns von dem Geliebten fernhalten.

Der Vater sah traurig vor sich nieder. „Mein armes Kind," sagte er nur, sie zärtlich an sich ziehend, und sie barg den Kopf an seiner Schulter.

Plötzlich aber schob er sie leise zurück. „Und der andere . . . wo ist der geblieben? Weißt du, Nora, der Dicke, der im vorigen Winter so oft kam. Ich konnte nicht denken in der Zeit: es tat mir im Gehirn weh. Aber ich entsinne mich, daß er fast täglich hier war. Er kam doch wohl nicht, um mich armen simplen Mann zu besuchen, wie freundlich er mich auch anhörte. Warum kommt er schon so lange nicht mehr? Hast du ihn fortgeschickt, Nora?"

„Laß mich bei dir bleiben, Papa," flüsterte Nora. „Nur bei dir habe ich jetzt Trost."

Der Alte schüttelte mißvergnügt den Kopf.

„Ich bleibe vielleicht nicht mehr lange bei dir," sagte er. „Er war ein guter Mann, Nora, eine treue Hand, ein braves Herz. Es wäre mir ein großer Trost, dich nicht allein zurückzulassen."

„Laß es kommen, wie Gott es fügt," sagte Nora. „Auch hier waren ernste Bedenken."

„Ja, du bist und bleibst des Kunstreiters Kind," bemerkte er bitter, „das nirgends Wurzel fassen kann, nirgends hinpaßt."

„Doch," sagte sie, „es gibt einen Raum, da fragt man nicht, was man war, noch was man ist . . . nur was man tun will für ein hohes Ziel. Vielleicht lenkt der Herr dorthin meinen Sinn, wenn es mir auch noch nicht klar ist."

„Das verstehe ich nicht recht," gab er etwas geärgert zurück. „Aber tue, was dir gut dünkt; mein Rat hat dir genug geschadet. Doch höre: ehe es mit mir abwärts gehen sollte, rufe den Kaplan herbei . . . du weißt schon, wen ich meine: der einst am Sterbebett deiner Mutter gestanden hat. Er mag auch mir es erleichtern! Das letztemal, als ich ihn sah, habe ich ihn nicht gut behandelt; er kam mir wie ein Mahner vor, der wegen deiner mich an Selenas Willen erinnern wollte . . . und das konnte ich nicht ertragen. Es sah damals schlecht mit mir aus, aber ich denke, er wird mir verzeihen. Auch wegen des Buben muß ich mit ihm reden, daß er mir seinen Rat gibt, damit er nur nicht den Menschen in die Klauen fällt! Nicht in ihre Klauen!" wiederholte er, und die Zähne preßten sich knirschend aufeinander. „Aber ich will in Frieden auch mit ihnen scheiden. Nora, wenn ich nicht mehr bin, kannst du seiner Mutter meine Verzeihung schreiben. Sie hat die geringste Schuld. Selena hat recht behalten: ist die leichte Sitte erst in uns großgezogen, was schützt dann? Daß du nicht so wurdest, war nicht mein Verdienst."

„Auch ihm," fuhr er nach einer Pause fort, „verzeih ich seine Schusterei. Sein Arm hat mich einmal vor dem Versinken gerettet, und, weiß Gott, jetzt hat mich sein elender Streich vielleicht vor noch schlimmerem Untergehen bewahrt. Nora, der Streich hat mich dir wiedergegeben. O, was wäre aus mir geworden, hättest du mir nicht zur Seite gestanden! Du hättest recht, eben zu sagen, es sei gut, daß alles so gekommen. Mit ihm, mit dem, der dich in so ganz andere Lebenskreise geführt hätte, wärest du mir ganz fremd geworden, ganz fremd. Aber jetzt ist keine Klust zwischen uns . . . du

bist mir Trost, Halt und Rettung geworden, in besserem Sinne, als ich einst dachte... Kind, deine Mutter hat dich mir gelassen!"

"Ja, es ist gut so," sagte Nora leise, obgleich ihr Herz noch einmal rebellisch schlug bei der Erinnerung; aber ihr Haupt schmiegte sich an des Vaters Wange, ihr Arm umschlang ihn, eine seltene, wohlthuende Befriedigung stahl sich in ihr Herz. Sie mußte ja nun, wozu ihr das Opfer auferlegt worden, und sah, was für Früchte es getragen hatte.

Schön und innig, wie in dieser Stunde, blieb das Verhältnis zwischen Vater und Tochter, eine Wiederkehr jener Zeit, wo Helenas Einfluß neben ihm gewaltet und in frommer Liebe gesucht hatte, seine Seele zu gewinnen. Jetzt sehnte er sich selbst nach jedem geistlichen Trost, und Nora stand ihm nicht weniger reich und noch selbstloser zur Seite als damals die Mutter.

Schön war es auch in jener Stunde, als der unruhige Abenteurer, der Mann des fahrenden Lebens, sich zur letzten Ruhe legte und sanft in den Armen seines Kindes entschlief, das ihm ganz angehört hatte, ganz angehört infolge jener einen opferwilligen Tat, durch die er sie aufzugeben wähnte, nur um der Mutter sein Wort zu halten.

Heiliger Friede und warme Liebe legte sich hell auf seine letzten Tage, wohl um des besseren Ich willen, das er sich durch alle seltsamen Pfade seines Lebens gerettet hatte.

Wie Karsten es gewünscht, war der Kaplan zu ihm herübergekommen; er hatte auf Noras Bitte keinen Augenblick gezögert und erwies sich als treuer, teilnehmender Freund. Alfred Karstens letzte Worte an ihn galten, wie einst die Helenas, der Anempfehlung seiner Tochter, die fast ebenso schutzlos wie damals zurückblieb.

Auf Grund dieser Vollmacht des Vaters fragte nun der Kaplan wenige Tage, nachdem alles beendet, sie nach ihren ferneren Absichten.

Nora hatte eben einen Brief erhalten, in den sie einige Augenblicke ganz versenkt schien. Als sie ihr Auge erhob, hing eine Träne an der Wimper, aber ihr Blick war klar und fest.

"Dieser Brief könnte leicht und einfach die Frage lösen," sagte sie. "Sie glauben nicht, welch einen Schatz edler Liebe und Treue er enthält!"

"Von Baron Dahnnow?" fragte der Kaplan, und eine gewisse Unruhe lag im Ton seiner Stimme.

"Ja," sagte sie ruhig, "von Baron Dahnnow, der von der Krankheit meines Vaters gehört hat und für den jetzt eingetretenen traurigen Fall in selbstloser Liebe mir Schutz, Schirm und Halt werden will, seinen Namen und seine Hand mir bietet, unbekümmert um alles, was mir anhaftet."

"Es ist ein edles Anerbieten, seinem edlen Charakter entsprechend," sagte der Kaplan. "Wäre nur nicht zu erwägen..." er hielt inne, wie im inneren Zwiespalt. Was war in Noras schutzloser Lage, bei ihrer zweifelhaften Stellung anzuraten? Eine Ehe mit einem so braven, gewissenhaften Manne, wie Baron Dahnnow war, bot sichere Zuflucht, viele Garantien.

"Nein," sagte sie entschieden, "es ist nichts zu erwägen. Aber es ist gut, wenn man durch eine solche Anfrage sich selber klar wird. Alles das, wonach ich mich einst gesehnt, lockt mich nicht mehr. Der Baum, dem der Sturm das Herzblatt geknickt, bildet kein neues, aber er verdorrt auch nicht, Gott sei Dank, sondern breitet sich dann aus in viele Zweige." Sie sprach leise, sinnend, wie zu sich selbst.

"Ich verstehe nicht recht, wie Sie das meinen," sagte der Geistliche. "Es gibt selbstlose Herzen, die sich damit begnügen, Liebe zu geben, ohne sie in dem Maße zurückzufordern, und gerade für ein Frauenherz ist das oft beglückender, als einem einzigen Gefühle nachzutrauern... Wäre nicht das eine Bedenken..."

"Ich danke Gott für das Bedenken," unterbrach sie ihn. "Wäre dies Hindernis nicht, welches als ernste Pflicht sich dazwischenstellt, o, dann könnte ich ja nicht anders, als solche Treue und Hingebung belohnen; dann würde ein Leben nicht genügen, sie ihm zu danken... aber so, kaum die innigste Liebe vermag ja diese religiöse Kluft auszufüllen..., nein, ich will keinen neuen Zwiespalt heraufbeschwören."

"Und doch," sagte der Kaplan traurig, weiß ihn die Pflicht hinderte, zuzuraten, "es wäre ein solcher Trost gewesen, Sie in einem Hafen glücklich geborgen zu wissen."

Sie hob mit träumerischem Blick das schöne Haupt. "Einen Hafen..." wiederholte sie. "Ja, eine Ehe wie diese wäre ein stiller, abgeschlossener Hafen. Glauben Sie aber gewiß, daß es mein Glück sein würde? Ich bin meines Vaters echte Tochter, habe rastloses Blut in den Adern, und das will ringen und streben. Habe ich für irdische Wünsche es tun wollen..., lassen Sie

mich jetzt für bessere Güter, für das höchste Leben es tun."

"Fassen Sie keine krankhaften Entschlüsse," warnte der Kaplan fast ängstlich. „Hat das Herz eine Täuschung erlebt, so wähnt es oft mit dem Leben abschließen zu können.“

„Aber ich will nicht damit abschließen," sagte sie, und etwas wie ein Lächeln spielte um ihre Lippen. „Nein, ich will erst recht von neuem zu leben beginnen! Die Zeit ist vorüber, wo ich mein Herz hätte in der Stille begraben mögen; jetzt mag es nur nicht feiern, es verlangt nach neuen Aufgaben. Glauben Sie nicht, daß der Herr mir noch Mut und Kräfte zu vieler Arbeit gelassen hat?“

Sie erhob sich und stand vor ihm — ein Weib in der vollen Schöne der Höhe ihres Lebens — aus ihrem Auge strahlte warme Begeisterung, die wahrlich nicht von Lebensmüdigkeit sprach.

„Und dieser?" Der Kaplan blickte zu dem Knaben hin, der in einiger Entfernung stand.

„Ja, gegen ihn habe ich die erste Pflicht, und ich werde sie auch zuerst zu erfüllen suchen. Ich muß ihm eine neue Heimat gründen jenseits des Ozeans, bei den Verwandten meiner Mutter. Er soll keines Schutzes, keiner Liebe entbehren. Es wird besser für ihn sein; dort wird seine Zukunft leichter sich gestalten lassen als hierzulande, und auch für mich eröffnet sich dort wohl später ein Feld des Wirkens. Seit Baron Dahnows Erzählungen zieht es mich mächtig nach der Neuen Welt, wo noch viele Kräfte fehlen, für den Herrn zu arbeiten. Aber das liegt in weiter Ferne. Sie, mein erster Freund, helfen Sie mir jetzt zu unserer Übersiedelung dorthin, zu dieser neuen Wendung in meinem Leben, wie Sie damals auch meine erste Übersiedelung zu neuen Verhältnissen leiteten.“

Der Kaplan reichte ihr die Hand. „Sie haben sich viele Aufgaben gesetzt. Zum drittenmal wählen Sie Ringen und Streben statt der Ruhe... der Herr führt Sie seltsam! Ihre Mutter hatte nur Ihr Heil im Auge, und ihr Wunsch scheint in Erfüllung zu gehen. Sie scheinen nur noch diesen Weg suchen zu wollen... des Herrn Segen sei mit Ihnen! Ihr Glück wurde hart zerstört," setzte er hinzu, zum erstenmal auf das anspielend, was bis jetzt unausgesprochen geblieben.

„Nur ein Glück," gab sie mild zurück. „Es

gibt noch mehr zu schaffen als einen Liebesmai.“

*

Wenige Zeit später traf in einem süddeutschen Gebirgsorte, aus dem Süden kommend, ein junges Ehepaar ein. Die Frau richtete ihre Aufmerksamkeit ausschließlich auf den erst wenige Monate alten Sprößling, der, in Italiens weicher Luft geboren, hier eine Übergangsstation durchmachen sollte, um sich an die rauhere deutsche Heimat zu gewöhnen.

Der Herr schien gelangweilt von der ausschließlichen Sorge, die seine Frau dem Kinde widmete, welche anscheinend gar keinen anderen Gedanken mehr in ihr aufkommen ließ. Trotz aller Vaterfreude nahm er deshalb, sobald er konnte, die Gelegenheit wahr, sie sich selbst zu überlassen, und begab sich auf die Terrasse hinaus, von wo in dem Lichte des milden Sommerabends die Berge wie in Rosenduft getaucht sich ausnahmen. Seine Aufmerksamkeit war bald auf einen zweiten Besucher der Terrasse gelenkt, der in einiger Entfernung von ihm Platz genommen hatte und ihm den Rücken zuwandte. Etwas in Figur und Stellung desselben erschien ihm so bekannt, daß er sich ihm schon näherte; aber dann hielt er wieder zögernd inne. „Bist du es, oder bist du es nicht?" sagte er endlich, mit raschem Entschluß herantretend. „Dahnow! Wahrlich, du kannst jetzt infognito reisen, soviel Taille hast du bekommen! Wie freue ich mich, dich zu sehen!"

„Ah, du, Degenthal!" sagte der jetzt Angeordnete, ihm langsam das Gesicht zuwendend, aber mit einer Stimme, die keine Freude verriet.

„Ja, ich... auf der Heimkehr nach drei Jahren... mit Weib und Kind," setzte er, das letztere betonend, hinzu. „Ein prächtiger Junge, sag ich dir! Aber was ist dir, Freund, wie siehst du aus?" fuhr er fort, befremdet durch Dahnows Gesichtsausdruck.

„Vielleicht wie jemand, der eben seinen dritten Korb erhielt," sagte Dahnow bitter, einen Brief, den er in der Hand gehalten, in die Tasche schiebend.

„Einen Korb... Dahnow, du? Du, der prächtige, liebe Mensch? Der reiche, vielumworbene Mann? unmöglich... von wem?"

„Von Nora Karsten!" sagte Dahnow, rücksichtslos dem Jugendfreunde den Namen entgegen schleudernd und dabei feindlich ihn anschauend. Es war ein unglückliches Zusammen-



Im Sonnenschein.

Franz Buchser.

treffen, denjenigen anscheinend froh und befriedigt vor sich zu sehen, um deswillen man verschmäht ist. „Von Nora!“ wiederholte er. „Der, dem die Perle gehörte, der ließ sie im Staube liegen... und für keine andere Hand scheint sie greifbar zu sein.“

„Von Nora Karsten?“ stammelte Degenthal, zurückweichend. „Sie, die mit jenem Sandoz...“

„Bequem zu glauben für den, der es glauben wollte,“ sagte Dahnow herb und wandte ihm ohne ein weiteres Wort den Rücken.

Aber Degenthal faßte ihn krampfhaft bei der Schulter.

„Was war zu glauben? Was meinst du? Was war nicht wahr?“

„Die größte, durchsichtigste Lüge der Welt: daß das Mädchen mit jenem Schuft sich sollte geeint haben! Ein solches Wesen und der gemeine Hund!“ brauste Dahnow auf. „Wer so etwas glauben konnte, hat es gern glauben wollen! Wenn du es noch nicht weißt, will ich es dir sagen: ihre Stiefmutter war es, die mit dem Patron davonlief, Mann und Kind im Stiche lassend, wie es so leichter Sorte Art ist. Um sich's bequemer zu machen und an ihr sich zu rächen, ließ das saubere Paar die Nachricht unter des armen Mädchens Namen verbreiten... und es ist ja recht tapfer geglaubt worden!“

„Unmöglich!“ rang es sich aus Degenthals Brust. „Unmöglich! Mit meinen eigenen Augen...“

„Lafest du vielleicht, was ich gelesen,“ sagte Dahnow höhniisch. „Aber ich, der ich ihr nie näher getreten, der ich nicht gesucht, mich in ihr Herz zu stehlen, der ich nicht mit Phrasen um mich geworfen, daß sie mir alles wert sei, daß ich sie retten und schützen wolle... nun, ich... ich habe es nicht geglaubt! Mir stand sie hoch genug, daß mir die gemeine Lüge sofort klar wurde, und ich mir Mühe gab, dem Zusammenhange auf die Spur zu kommen. Eine einzige Nachfrage genügte, alles aufzuklären... Und du! Habe ich dich nicht damals gewarnt,“ fuhr Dahnow in immer steigendem Zorne fort, „damals, als du, ohne alle Vernunft, sie zu eringen gestrebt hast. Habe ich dir damals nicht vorausgesagt, daß der Raub des Gefühls verfliegen würde vor dem Ernst der Verhältnisse? Damals war der Augenblick, zu erwägen und dich zurückzuziehen. Aber der Mann, der nach reiflicher Überlegung solchen Schritt wagt —

und du hattest recht! bei Gott, sie war es wert! — der verschanzte sich dann nicht hinter leeren Ausflüchten... Weißt du, wie ich sie fand? Am Lager des todkranken, bewußtlosen, vom Schlag getroffenen Vaters, niemand ihr zur Seite als das verlassene Kind... ihr Ruf besleckt um deinetwillen, die Verhältnisse ganz zerstört... keiner, der ihr half, keiner, der ihr beistand! Ich habe ihr zu helfen gesucht. Ich habe getan, was ein Mann tun kann für ein Weib, das er am höchsten hält... aber nicht einen Gedanken habe ich von ihr gewinnen können, mit keinem ist sie dir untreu geworden! Ich habe gesehen, wie die Liebe zu dir ihr alle Lebensfreude aus dem Herzen nahm, stark und mutig, wie sie in allem übrigen war... Ich verachte den Mann, der einem Weibe so das Lebensglück zerstört!“ Und die Hand Degenthals, die noch auf seiner Schulter lag, heftig abschüttelnd, schritt er in das Haus hinein.

Degenthal blieb allein zurück. Mit keinem Worte hatte er Dahnows Rede unterbrochen. Aber war das nicht wieder die Eiseskälte, die ihm langsam an das Herz stieg — wie einst? Er griff jetzt dahin, als fühle er einen heftigen körperlichen Schmerz. Drei Jahre hatte er verhältnismäßig in Ruhe und Glück zugebracht, drei Jahre jeden Gedanken an Nora bekämpft, jeden Zweifel an dem Unglaublichen, der ihm aufsteigen wollte, unterdrückt. Wenn gar zu hartnäckig die Erinnerung auftauchte, hatte er sich in seinen Groll und Unmut vertieft und sich stets wiederholt, daß er vor einem unwürdigen Irrtum bewahrt geblieben... Und nun!

Die Stimme seiner Frau wurde in diesem Augenblick laut. „Kurt! Aber Kurt, ich bitte dich, wie kannst du da stehen und die alten Berge ansehen, anstatt bei unserem Liebling zu sein, der gerade so herzlich ist. Denke dir, er merkt schon, daß er hier fremd ist. Er wird nicht schlafen, wenn wir die Einrichtung nicht ändern... so klug ist er schon. Komm, du mußt helfen.“ Und die junge Frau nahm etwas gebieterisch den Arm des Gatten und zog ihn herein.

Kurt folgte willenlos. Wie im Traume ließ er sich seinen Buben in die Arme legen, der so niedlich war, wie ein dreivierteljähriges Menschenkind nur sein kann. Gebührend bewunderte er des Kleinen Reize und Klugheit, wie der Redestrom von Frau und Wärterin es verlangte, geduldig auch rückte er das Bett hin und her, bis den schwer zu vereinigenden Wün-

sehen genügt war; aber es war etwas so eigentümlich Abwesendes in seinem Ton, daß endlich Billy es doch bemerkte. Empfindlich sagte sie: „Schick den bösen Papa wieder fort, Liebchen; der sieht dich doch kaum an und ist nicht eher glücklich, als bis er draußen wieder bei seiner Zigarre und seinen Bergen ist . . . Ihr Männer seid so herzlos!“ setzte sie schmollend hinzu.

Kurt verteidigte sich gegen die Anklage nicht weiter, als daß er noch einmal einen Kuß auf den lustig krähenden Mund seines Erstgeborenen drückte. Dann aber ging er wirklich; denn es war ihm, als könne er kaum atmen in dem Raum.

Wenn in einem noch jungen Herzen der Sturm der Leidenschaft von neuem erwacht, ist selbst des eigenen Kindes Lächeln nicht beschwichtigend. Auch die frische, reine Luft draußen, die milde Sommerabendruhe schien ihm kaum wohlzutun. Gleich einem Schmerzenslaut rang es sich von Zeit zu Zeit von seinen Lippen. War es der Stachel der Wahrheit, der ihm ins Herz drang: „Es war so bequem zu glauben für den, der es glauben wollte!“ Hatte er es glauben wollen?

Der Mond war längst hinter den hohen Ruppen heraufgestiegen, ja, er senkte sich wieder den äußeren Spitzen zu. Kurt verharrte noch immer auf seinem Platz, als eine Hand seine Schulter berührte. Dahnnow stand vor ihm. Es war wohl nicht bloß Schuld des Mondlichtes, daß beide Männer so bleich aussahen.

„Degenthal,“ sagte er ernst, „ich komme, Abschied zu nehmen. Doch laß uns den Groll auslöschen, den meine Worte vorhin hervorgerufen haben könnten. Es war unrecht von mir, dein Glück und deine Ruhe zu stören. Aber es gibt Stunden, wo der Mensch zum Teufel werden könnte . . . Nein, laß uns nicht weiter darüber reden; die vielen Worte helfen zu nichts. Es hat alles so kommen sollen. Du hast nicht unredlich handeln wollen; sie war wohl für keinen von uns bestimmt. Sie mag auch jetzt recht haben, daß sie den Andersgläubigen nicht will, wenn ich auch wahrlich ihr keinen Span in den Weg gelegt hätte. Sie hat aber genug unter schiefen Verhältnissen gelitten . . . es mag besser so sein!“

„Wo ist sie?“ fragte Degenthal. Die Worte gingen fast lautlos über die Lippen.

„Karsten ist tot; sie geht nach Amerika, in ihrer Mutter Heimat,“ sagte Dahnnow kurz. „Daß jetzt alles begraben sein. Ich wollte von

dir nicht in Unfrieden scheiden; noch in dieser Nacht reise ich ab. Leb wohl, Kurt! Sei glücklich mit dem, was der Herr dir gegeben.“

„Wohin willst du?“ fragte Degenthal, die dargereichte Hand nehmend.

„Wohin? Dem Manne, der sich keinen häuslichen Herd gründen will, dem steht die weite Welt offen. Aber wo der Vogel im Nest war, sitzt er schließlich doch am wärmsten. So mag wohl die Zeit kommen, wo mir auch meine nordische Heimat der wärmste Fleck scheint auf Erden.“

„Was soll aus dir werden?“ fragte Degenthal, ihn mißverstehend; denn alle Worte klangen wie aus weiter Ferne zu ihm.

„Aus mir werden?“ wiederholte Dahnnow, über die eigentümliche Frage stutzend. „Eine . . . vielleicht zuerst eine schwierige Einsicht für alle, die mich noch erobern möchten, und später eine angenehme Aussicht für meine Neffen.“ Den gewohnten sauer süßen Humor vermochte selbst der Schmerz bei ihm nicht zu unterdrücken.

Das Wortspiel ging an Degenthal in dem Augenblick verloren; für Dahnnows späteres Leben war es bezeichnend.

Nachdem er noch einige Jahre sich dem Reisen im In- und Auslande gewidmet, kehrte er in seine Heimat zurück, sich in der kleinen Residenz in der Nähe seiner Verwandten niederlassend, wo er seinen wissenschaftlichen Bestrebungen lebte und Tüchtiges darin leistete.

Seine Häuslichkeit ward immer mehr ein Muster ausgesuchtester Bequemlichkeit; aber stets versammelte er gern einen Kreis froher Menschen um sich. Er hatte recht gehabt, es ward wirklich der Welt die Einsicht schwer, daß er, der Mann mit dem warmen Gemüt und häuslichen Sinn, sich kein rechtes häusliches Glück gründen wolle. Aber allen freundlichen Ratschlägen und kühnen Eroberungsplänen setzte er ein gestähltes Herz entgegen.

Die angenehme Aussicht für seine Neffen ward mit jedem Jahre gesicherter; sie sollte nur einmal bedrohlich gestört werden, als plötzlich ein Amerikaner auftauchte, ein junger Mann von einnehmendem Äußern, einen alten französischen Namen tragend, der sich ganz unter Dahnnows Schutz stellte. Er wollte Deutschland kennen lernen, sah aber für jetzt das Haus des Barons wie eine Art Heimat an und brachte Wochen, endlich Monate dort zu. Er war so sehr erklärter Liebling des Hausherrn, daß all-

gemeines Staunen entstand und die aufgeregten Verwandten die Köpfe ängstlich zusammensteckten. Die Gemüter beruhigten sich aber bald, als verbürgte Nachrichten bestätigten, daß der junge Amerikaner selbst reiche Besitzungen in seinem Heimatland habe und keine Erbschaftskonkurrenz zu fürchten sei. Dafür sann man um so eifriger darüber nach, in welchen Beziehungen er zu dem Baron stehen könne, und damit war glücklich ein neuer Unterhaltungsgegenstand gefunden.

Klemens Dahnnow schwieg und lächelte. Der junge unruhige Gesell, der mit echt amerikanischer Ungeniertheit sein behagliches Hauswesen auf den Kopf stellte, der so wenig Interesse für seines Gönners wissenschaftliche Neigungen,

aber desto mehr für dessen Pferde und Hunde zeigte, konnte es sich selbst am schwersten erklären, wie er in solchem Maße die Gunst seines lebenswürdigen Wirtes gewonnen hatte. Vielleicht waren es die warm empfehlenden Worte eines Briefes, den er dem Baron mitgebracht, — vielleicht der Name, der so oft über seine Lippen ging, wenn er von der sprach, die treu seine Kindheit gepflegt und mit seltener Uneigennützigkeit den größten Teil ihres Eigentums ihm überlassen hatte — vielleicht war es etwas in dem feingeschnittenen Antlitz, dem Baron Dahnnow nicht widerstehen konnte... es rief ihm ja die einzigen Züge zurück, die jemals seine Ruhe gestört hatten.

(Schluß folgt.)

Die jodelnden Schildwachen.

Am Alliberg im Züribiet
Da steht ein Pulverturm im Riet;
Herr Cavaluzzi, der Major,
Pflanze drei Mann als Wacht davor.
„Hier bleibt ihr stehn, ihr Sakerlott!
Und daß sich keiner muckst und rod't!
Sonst — Strahl und Hagel — gib'ts etwas!
Verstanden? — Also: Merkt euch das.“
Drauf bog er um den Albisrank,
Wo er ein Tröpflein Roten trank.
Ein Schöpplein schöpft' er oder zwei,
Da weckt ihn eine Melodei.
Dreistimmig wie ein Engelchor
Scholl's hinterm Pulverturm hervor.
Da half kein Zweifel: Das ist klar!
Die Schildwach jodelte fürwahr.
Wer galoppiert jetzt ventre à terre
Wie Blitz und Strahl vom Albis her?
„Vor allem haltet dieses fest:
Drei Tage jeder in Arrest!
Ja wohl! Das kãm' mir just noch recht!
Um eines aber biß' ich, spricht,
Wie diese Frechheit euch gelingt,
Daß einer auf dem Posten singt?“
Da sprach der Erste: „Kommandant!
Dort unten liegt mein Heimatland.
Ich schütz' es mit der Flinte mein.
Wie sollt' ich da nicht lustig sein!“

Der Zweite sprach: „Herr Cavaluz'!
Seht ihr das Rathaus dort am Stuf?
Dort wähl' ich meine sieben Herrn.
Drum dien' ich froh, drum leist' ich gern.“
Der Dritte sprach: „Ich halt' als Norm:
's ist eine Freud, die Uniform.
's ist eine mutige Mannespflicht.
Da muß man jauchzen. — — Oder nicht?“
Der Junker schrie: „Zum Teufel hin!
Die erste Pflicht heißt Disziplin! —
Ihr Lauser! Wart'! Euch krieg' ich schon!
Glaubt mir's!“ Und wefterte davon.
Am selbigen Abend spät indes
Meint' Oberst Lafont in der Mess':
„Was Kuckucks hat nur der Major?
Er kommt mir heut ganz närrisch vor!
Singt, pfeift und möggt in seinen Bart.
Das ist doch sonst nicht seine Art.“
Der Cavaluzzi hörte das,
Sprang auf den Stuhl und hob sein Glas:
„Mein lieber Vetter Ferdinand,
Stadtrat und Oberst zubenannt!
Wenn einer kommt und hat die Ehr'
Und dient in solchem Militär
Von wetterfestem Bürgerholz —
Besteift von Troß, gestählt von Stolz —
Lauskeger, die man büßen muß,
Weil ihnen schildern ein Genuß, —

Mannschaften, wo der letzte Hund
Hat ein Ideal im Hintergrund —
Komm her beim Styg! Stoß an beim Eid! —
Wer da nicht mitmögg, tut mir leid.“